

# Sexarbeit, Bürger und Toleranz

TORSTEN WAHL



Opfer oder Täterin? Freddy Schenk (Dietmar Bär) befragt Jasmin Backes (Antonia Bill).

MARTIN VALENTIN MENKE/WDR

Rot sind die Rosen, die Hildegard Knief für sich regnen lassen will. Rot sind die Lichter in dem Flur, durch den die Kamera mit dem Knief-Song fährt. Die „Siebte Etage“ wirkt wie ein Bordell, wird aber „Laufhaus“ genannt. Die leicht bekleideten Frauen, die vor ihren Zimmern sitzen und auf Kundschaft warten, arbeiten auf eigene Rechnung. Der Typ, der von der siebten Etage zu Tode gestürzt wurde, war aber kein Freier, sondern der Haustechniker, ein ziemlich schmieriger Bursche, der ungeniert auf die Klobrille gepinkelt hatte.

Das Rotlichtmilieu wird im Fernsehkrimi oft nach denselben Mustern beleuchtet. Doch in diesem Kölner „Tatort“ gibt es keine brutalen Zuhälter, und auch der stets drohende Voyeurismus wird dem Zuschauer ziemlich drastisch ausgetrieben. Zwar deutet eine Szene zunächst an, dass es zwischen einem Stammkunden (Sascha Goepel) und der Sexarbeiterin Jasmin (Antonia Bill) eine erotische Beziehung geben könnte. Doch nachdem sich der Mann auf die Frau geworfen hat, zeigt der Regisseur Hüseyin Tabak eine Reihe fetter Männerkörper und röchelnder Männerköpfe – und blendet dann unversehens auf den Bauch des nackten Toten auf dem Sezierschisch.

Das Autorenpaar Eva und Volker Zahn, seit vielen Jahren bekannt für sozialkritisch relevante

Drehbücher, hat auch diesmal lange recherchiert und stellt sich mit diesem Krimi der Diskussion darüber, wie die Gesellschaft mit der Prostitution umgehen soll – liberaler, wie seit den Gesetzen von 2002, oder wieder strenger, wie es die CDU mit dem „Sexkaufverbot“ nach schwedischem Vorbild fordert, das die Freier unter Strafe stellen würde.

Der Film stellt drei Frauen ins Zentrum, die zusammenhalten und sich auf einer Party über Männer lustig machen, die von ihnen für Geld einen Orgasmus erwarten. Zugleich bringen sie sehr unterschiedliche Biografien mit, die sie dem Publikum mitteilen, indem sie direkt in die Kamera sprechen und so die „vierte Wand“ durchbrechen. Die schlanke Cosima (Senita Huskic) beklagt, dass sie hart arbeiten, Steuern bezahlen, aber jedes Mal lügen müsse, wenn sie sich um eine Wohnung bewirbt und ihre Söhne in die Schule bringt. Vor allem aber müsse sie ihren Körper und ihre Seele belügen.

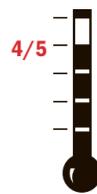
Tani (Maddy Forst) ist zwar verheiratet, war aber als Jugendliche mit Gewalt in die Prostitution gezwungen worden und resümiert, dass sie für die Männer nur ein Stück Fleisch mit Löchern sei. Die schöne Jasmin (Antonia Bill) hatte sich mit 19 noch als begehrte Sexgöttin gefühlt und glaubte, sie hätte alles im Griff. Aber inzwischen spüre sie, wie ihr Stolz und Würde genommen würden – die Schwänze verletzten ihre Seele.

Klar wird bald, dass sich alle drei nicht nur als Opfer sehen wollen – doch haben sie die Energie zur Mörderin? Bald gibt es die nächste Tote: Chiara, die einst selbst anschaffen ging und inzwischen in der siebten Etage ein Nagelstudio unterhält, wird brutal von hinten erschlagen. Die frühere Rapperin Sabrina Setlur spielt sie als raue Frau.

Die altgedienten Kölner Kommissare Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Schenk (Dietmar Bär) bleiben diesmal bei sachlich-nüchterner Arbeit, versagen sich die frühere Betroffenheit. Etwas emotionaler agiert dagegen Kollege Jütte (Roland Riebeling), der bei der Wuppertaler „Sitte“ ja mal den Tod einer jungen Sexarbeiterin verkraften musste und der Cosima von damals kennt. Er wird von ihr gefragt, ob er nicht ihr „Bürger“ werden könne – ein echt komischer Dialog, denn er versteht nur „Bürger“, sie aber meint „Bürge“.

Welches Vertrauen und welche Toleranz die Bürger der Sexarbeit entgegenbringen, das fragt dieser schauspielerisch und stilistisch überdurchschnittliche „Tatort“ immer wieder.

Tatort: Siebte Etage. Sonntag, 24.11., 20.15 Uhr, ARD (und Mediathek)



## Das fliegende Auge

# Auf den Spuren der Berliner Dialekte



CLAUS LÖSER

Das bis ins 19. Jahrhundert hinein in Berlin noch Plattdeutsch gesprochen wurde, ist vergessen. Stößt man auf solch mundartliche, durch Adolf Glaßbrenner etwa fixierte Zeugnisse, so lassen sich kaum Brücken zum heutigen Idiom schlagen. Inzwischen ist die „Berliner Schnauze“ mit ihrem schnoddrigen Sound des „Icke, dette, kieke mal“ selbst zum bedrohten Relikt geworden. Um leibhaftige „Icke-Berliner“ zu hören, muss man sich schon in die Randbezirke Berlins begeben, nach Köpenick oder Spandau oder gar ins Brandenburger Umland. Genau dies hat der (aus Thüringen stammende) Filmemacher Gerald Backhaus für seine Dokumentation „Von Icke bis Platt – Wie in Berlin und Brandenburg ursprünglich gesprochen wird“ auf sich genommen. Sein unabhängig produzierter Film erweist sich als erheller Exkurs über die Geschwindigkeit von Sprache. Wir lernen: Unablässig stattfindende Metamorphosen des konkreten sozialen Umfelds spiegeln sich primär im gesprochenen Wort. Versuche der schriftlichen Standardisierung können immer nur temporär sein. Ansonsten bleibt alles im Fluss.

Um dies zu verdeutlichen, trifft sich Backhaus mit Etymologen und Historikern. Durch sie erfahren wir auch, dass das Berliner Deutsch in der Geschichte immer wieder von Migrationswellen geprägt wurde, ob von Hugenotten, von böhmischen Glaubensflüchtlingen oder von Vertriebenen jüdischer Herkunft. Hauptsächlich aber trifft sich der Regisseur mit gegenwärtigen Alltagsmenschen. Dadurch verhartet sein Film nicht im historischen Rückblick; der Stoff wird zur greifbaren Aktualität.

Von Berlin aus begibt er sich ins Umland von Oder, Havel, Spree und Dosse, in den Fläming und in den Spreewald. Hier lernen wir mit ihm Initiativen kennen, die sich der Pflege von fast vergessenen, niederdeutsch oder slawisch beeinflussten Mundarten widmen, um sie zurück in die Gegenwart zu holen. Und das Schöne dabei ist, dass diesen Zirkeln die generationsübergreifende Arbeit gelingt; ihnen haftet deshalb nichts Gestriges an, es wird hier viel gelacht. Überhaupt vermag der Regisseur, sein auf den ersten Blick eher trockenes Thema durchweg locker, dabei doch stets fundiert zu vermitteln. Seine Reisen durch Berlin und dessen Nachbarschaft schärfen Blick und Gehör.

Generell eignet sich die Filmgeschichte nur bedingt als Fundus für verschwundene Mundarten. Denn das Kino war stets auf die maximale Kompatibilität seiner Konsumenten ausgerichtet. Auch die Defa praktizierte in ihren szenischen Filmen vor allem Sprachpflege. In den überwiegenden Fällen wurde striktes Hochdeutsch gesprochen. Sächsische, plattdeutsche oder eben Berliner Dialekte dienten einer augenzwinkernden Typisierung, fast ausschließlich von Randfiguren.

Ein schönes Beispiel dafür ist der Kinderfilm „Der tapfere Schulschwänzer“ von 1967, der jetzt eine Wiederaufführung erlebt. Dieser einzige Spielfilm des späteren Langzeitbeobachtungsweltmeisters Winfried Junge ist heute von architektur- und stadtschichtlichem Wert. Gedreht wurde mit topografischer Genauigkeit im Prenzlauer Berg, rund um den Alexanderplatz sowie im damals gerade noch existierenden Fischerkiez.

Der Bummelant Thomas aus der Klasse 4A fährt zunächst mit der U-Bahn Richtung Schule. Doch statt auszusteigen, fährt er weiter bis zum Alex und lässt sich von dort aus durch die Metropole treiben. Alle Hauptpersonen sprechen sauberes Hochdeutsch. Fast durchweg führt zudem eine sprachlich präzise Off-Stimme durch das Geschehen. Das archaische Moment des Berliner Dialekts gibt es nur in Nebenrollen. Rudi, dem besten Freund von Thomas, entfährt in einer Schlüsselszene: „Verscheißern kannst'n andern!“

Der tapfere Schulschwänzer läuft am 2. Dezember um 18 Uhr im Kino Toni. „Von Icke bis Platt“ wird am 3. Dezember um 18 Uhr in der Reformationskirche Moabit, Wiciefstr. 32 gezeigt.



Eher kein realistisches Abbild vom Alltag im Altersheim – hinten Ted Danson als Spitzel Charles

NETFLIX

# Spaß mit Rentnern

PATRICK HEIDMANN

Undercover im Seniorenheim – hinter diesem Titel vermutet man zunächst einmal eine halb investigative, halb reiserische Reportage, in der ein deutscher Privatsender mit versteckten Kameras die Zustände der Pflegebranche unter die Lupe nimmt. Doch weit gefehlt: Tatsächlich handelt es sich um eine neue Netflix-Serie, die im Original „A Man on the Inside“ heißt und weniger auf Aufklärung denn auf humoristische Unterhaltung setzt.

Es ist nun allerdings nicht so, dass die von Mike Schur verantwortete, acht Folgen umfassende Comedy-Serie nicht durchaus fest im Boden der Realität verankert wäre. Als Inspiration diente nämlich ein Dokumentarfilm: In „Der Maulwurf – Ein Detektiv im Altersheim“ hatte die chilenische Regisseurin Maite Alberti einen rüstigen Rentner begleitet, der im Auftrag eines Privatdetektivs vor Ort Missbrauchsvorwürfen in einem Altersheim nachgehen soll. Der vom SWR mitfinanzierte Film, der in Deutschland nur im Fernsehen ausgestrahlt wurde, erhielt 2021 sogar eine Oscar-Nominierung.

Bei Schur ist von dieser Geschichte zumindest das Grundgerüst geblieben. Ein Klient der Privatdetektivin Julie (Lilah Richcreek Estrada) vermutet, dass seiner Mutter in einem Heim in San Francisco ein kostbares Schmuckstück gestohlen wurde. Ermitteln vor Ort ist für sie selbst keine Option, also

beschließt Julie, es mithilfe eines Spitzels zu versuchen. Per Annonce sucht sie einen zumindest leicht technikaffinen Rentner, der vorübergehend ins Pacific View Altersheim in San Francisco einziehen und unauffällig die dortige Situation auskundschaften und mögliche Verdächtige ausmachen kann.

Fündig wird sie in Charles (Ted Danson), einem pensionierten Professor, der seit dem Tod seiner Ehefrau ziemlich vereinsamt und von seiner etliche Autostunden entfernt lebenden Tochter Emily (Mary Elizabeth Ellis) ermuntert wird, sich eine Beschäftigung zu suchen. Kaum vor Ort angekommen, zeigt sich schnell, dass die Sache mit der Unauffälligkeit sich eher schwierig gestaltet: Etliche Bewohnerinnen umschwärmen Charles vom ersten Moment an; einen eifersüchtigen Konkurrenten hat er auch bald gegen sich aufgebracht, und die Heimleiterin Didi (Stephanie Beatriz) behält den Neuling genau im Auge. Doch selbst als Emily irgendwann Wind von der Sache bekommt, lässt er das Spionieren nicht. Vor allem, als schließlich auch eine kostbare Uhr verschwunden ist.

Dass der Fall im Zentrum eine Diebstahllage ist und nicht ein Fall von potenzieller Misshandlung durch das Pflegepersonal, deutet schon an, dass die Serie sich in Haltung und Tonfall von ihrer Vorlage gehörig entfernt. Hier geht es nicht darum, Missstände sichtbar zu machen oder auch nur

ein realistisches Abbild vom Alltag im Altersheim zu zeichnen, sondern um eine liebevoll-amüsante Geschichte, in der nicht zuletzt der Protagonist eine Wandlung durchmachen und einen neuen Ausblick auf den Rest seines Lebens gewinnen soll.

Komplett vor der Realität verschlossen werden die Augen allerdings nicht. Gerade in den späteren der halbstündigen Episoden wird Charles konfrontiert mit Dingen, die an einem solchen Ort unausweichlich sind: Bei einer Zimmernachbarin wird die Alzheimer-Erkrankung immer unübersichtlicher, und auch der Tod bleibt in diesem Heim natürlich nicht außen vor. Und auch, was es bedeutet, eine solche Einrichtung als Teil eines großen, von Bürokratie und wirtschaftlichen Interessen geprägten Pflegekonzerns mit Engagement und Mitgefühl zu leiten, wird in „Undercover im Seniorenheim“ thematisiert. Am Ende aber geht es Schur, der schon für solide Comedy-Erfolge wie „Parks & Recreation“, „The Good Place“ oder „Brooklyn Nine-Nine“ (mit-)verantwortlich zeichnete, in erster Linie um Wohlfühlunterhaltung mit einem Humor, der dieses Mal eher emotional als albern oder schräg ist.

Undercover im Seniorenheim Serie, 8 Episoden, Netflix

